

HERTHA-MARIA HASELMANN

MIT ANDREA SPECHT

**SEIN
LICHT
IST
HELLER
ALS JEDE
NACHT**

Zwei Pionierinnen und
ihr revolutionärer Aufbruch
in der Drogenhilfe

✚ Hänssler

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden Namen von Personen und Orten teilweise geändert.

© 2026 Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
haenssler.de

Lektorat: Katharina Töws
Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.grafikbuero-sonnhueter.de
Titelbild: Mookabumi (shutterstock)
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6289-0
Bestell-Nr. 396.289

Inhalt

Frankfurt – ausgerechnet!	5
Was diese Diakonisse da alles erzählt!	11
Etwas kommt in Bewegung	22
Kinderglück und Schneeglöckchen	29
Bloß weg aus Deutschland!	42
Die Not der jungen Menschen	48
Junkies und Abbruchhäuser	55
Tee und Schmalzstullen im Schwesternhaus	63
Ein Engel Gottes?	70
Jesus, Heiland und Messias	77
»Sie sind die neue Diakonie!«	83
Den Hausbesetzern zuvorkommen	95
Senkrechtstart mit dem »König der Hauptwache«	101
Von Wundern und Rückschlägen	111
Die Drogenhilfe wächst	117
Die Blume unter dem Unkraut	125
Wunder im achten Stock	130
Stärker als die Mutterliebe	141

Zurück an die Elbe – Von Godeffroy lässt grüßen	144
Unser DDR-Abenteuer: Josef kommt aus dem Gefängnis	154
Geöffnete Fenster zur Welt	161
Nichts ist dazu verurteilt, so zu bleiben, wie es ist	170
Leuchtturm der Hoffnung	178
Solo-Leitung – und doch nicht allein	184
Plötzlich ein jüdisches Haus	191
Stolpersteine	198
Die »ehemalige Vermieterin«	211
Rückblick	217
Dank	221
Anmerkungen	223

Frankfurt – ausgerechnet!

Ein wenig verloren stehe ich am Frankfurter Hauptbahnhof. Die Atmosphäre bedrückt mich irgendwie, ich fühle mich fehl am Platz. Am liebsten würde ich direkt auf dem Absatz kehrtmachen und den nächsten Zug zurück nach Hamburg nehmen. Frankfurt ist die Notlösung für mein Studium, meine letzte Chance – ich will zu denen gehören, die wissen, wie man mit Geld umgeht, und in diesem Bereich Karriere machen. So ist meine Wahl auf Betriebswirtschaftslehre gefallen – ein Studiengang, der im Jahr 1969 nicht nur bei mir beliebt zu sein scheint: Alle Unis im Norden Deutschlands, die ich abtelefoniere, sind schon voll. Ein Mitarbeiter der Uni in Frankfurt, bei der ich schließlich notgedrungen auch anrufe, macht mir ein wenig Hoffnung und sagt: »Dann kommen Sie und versuchen, direkt vorzusprechen. Aber eigentlich sind wir auch voll. In zwei bis drei Jahren wird sich die Situation mit BWL-Studienplätzen wieder entspannen.«

Ich klammere mich also an diesen Strohhalm und mache mich auf den Weg zur Uni. Kaum trete ich mit meinem kleinen Koffer aus dem Hauptbahnhof hinaus in die Stadt, kommt es in Sekundenbruchteilen über mich – ich vermisse das Wasser! Meine geliebte Alster! Die Elbe! Den Hamburger Hafen mit seiner frischen Brise! Ob ich hier an diesem kleinen Fluss, dem Main, überhaupt leben kann? Vielleicht sollte ich doch lieber erst weiter die Welt erkunden, meine geplante Reise nach Ägypten machen? In den vergangenen Jahren bin ich viel gereist. Nachdem die schlimme Zeit des Krieges

und der ersten Nachkriegsjahre überstanden waren, wollte ich fliehen vor diesem Schatten, der weiter über Deutschland hing. Mit dem Holocaust, mit Deutschland und seinen KZs wollte ich nichts mehr zu tun haben – weder mit meiner jüdischen noch mit meiner deutschen Herkunft. Europäerin wollte ich sein, reisen, das Schöne von der Welt sehen! So hatte ich unter anderem als Au-Pair in Großbritannien und Frankreich gelebt und bin durch Europa getrampt. Das Leben war schließlich da, um es zu genießen, das Schwere wollte ich hinter mir lassen. In England habe ich mich mit Aziz, einem Ägypter, angefreundet, er ist Poet, feinsinnig und sensibel. Nach meiner Abreise sind wir per Brief in Kontakt geblieben. Auch er ist zwischenzeitlich wieder in seinem Heimatland, und ich habe die feste Absicht, ihn in Ägypten zu besuchen. Was mich auch wirklich reizt – womöglich ist er die Liebe meines Lebens. Wenn sie mir also an der Uni absagen, wäre ich nicht traurig... Dann würde ich erst mal nach Nordafrika reisen und mit dem Ernst des Lebens später beginnen. Zwar bin ich schon 25 Jahre alt, aber das Studium kann auch noch weiter auf mich warten.

Mit diesen Gedanken steige ich gelassen die Treppen der Fachhochschule hinauf, wo ich gleich mein Vorgespräch haben werde. Wenn es nicht klappt – trauere ich der Absage nicht nach.

»Schade« ist mein erster heimlicher Gedanke, als ich völlig überraschend eine Zusage erhalte. »Schade um die Reise. Aber wenn das jetzt so kommt, dann mache ich das!« Die Entscheidung ist auch eine Entscheidung für Frankfurt, das ist mir bewusst, und ein wenig seufze ich innerlich bei dem Gedanken. Doch pragmatisch, wie ich bin, nehme ich es nun so hin. Also Frankfurt. Mein Bauch aber sagt mir ganz deutlich, dass ich diese Stadt nach meinem Studium sofort wieder verlassen werde. Vielleicht sogar schon vorher, wenn ich zwischenzeitlich nach Hamburg an die Elbe wechseln kann. Aber immerhin: Ich habe tatsächlich einen der begehrten

Studienplätze bekommen, also packe ich es an! In wenigen Tagen geht es los mit den Vorlesungen und Seminaren, jetzt gilt es, die ganzen praktischen Dinge zu klären. Nachdem ich ein paar Nächte bei fernen Freunden – von denen ich lediglich eine Anschrift hatte – unterkommen konnte, finde ich über einen Aushang an der Fachschule bald ein kleines Zimmer im fünften Stock eines Mietshauses in der Rohrbachstraße – ohne Aufzug und mit Dusche auf dem Flur, die ich mit anderen Studierenden teile. Pingelig, wie ich bin, behagt mir das erst nicht so recht. Ich bin empfindlich, was Schmutz angeht und wenn andere Menschen ein – nun ja – anderes Sauberkeitsempfinden haben. Noch dazu im Bad. Doch zu meinem Erstaunen ist es stets sauber. Mein Studium und die Inhalte der Veranstaltungen nehme ich interessiert auf und arbeite nebenher bei einer Industriebank im Frankfurter Westend. Das passt mir sehr gut, denn hier kann ich Erfahrungen im Umgang mit Geld sammeln und verdiene auch gut. Wie es scheint, liegt mir das. Rasch finde ich auch Anschluss an die Kommilitonen, es entstehen viele Kontakte und lockere Bekanntschaften. Man geht mal essen, ruft an, trifft sich in der Uni, verabredet sich, dann verliert es sich auch wieder. Diese Unverbindlichkeit kommt mir sehr entgegen. Etwas Festes suche ich nicht. Nein, lieber nicht. Und an Männer will ich mich nicht binden, schließlich ist Aziz in meinem Kopf.

Bei all der Leichtigkeit und dem Ankommen vermisse ich doch schmerzlich meine Heimatstadt. Immer wieder, wenn das Geld für ein Bahnticket reicht, tue ich, was ich in all meinen Jahren in Frankfurt beibehalten werde: mir kleine Fluchten nach Hamburg verschaffen, um meine Sehnsucht zu stillen. Dann stehe ich am Hafen bei den Landungsbrücken, atme tief ein und lasse mir voller Genuss den Wind, der von der See herzieht, durch die Haare wehen. Wie liebe ich den Hafen, die Weite, die Frische der Luft! Und wie fehlen sie mir in Frankfurt!

Auch heute ist wieder so ein Tag, an dem ich in dieser Stadt fast nicht atmen kann. Die dunkle Jahreszeit tut ihr Eigenes, dass ich mich wie ein Tiger im Käfig fühle. Auf meinem üblichen Fußweg zur Uni fällt plötzlich mein Blick auf einen beleuchteten Schaukasten. Ob er hier gerade erst angebracht wurde? Oder habe ich ihn bislang einfach immer übersehen? Neugierig gehe ich hin und schaue es mir genauer an. Auf dem Aushang wird zu »Bibel-Gesprächsrunden« eingeladen. Die falsch geschriebene Bibel irritiert mich. Noch während ich überlege, schließt eine Nonne das zugehörige Hoftor auf. »Aha, der Nonnenverein hat das Wort falsch geschrieben«, denke ich noch, als mich die Frau in Tracht mit einer Warmherzigkeit anspricht, wie ich sie von einer Nonne nicht anders erwartet hätte: »Kennen Sie die Bibel?«, fragt sie mich freundlich. »Nein, nicht besonders«, entgegne ich. »Doch Bibel mit ›ie‹?« Die ältere Frau lacht. »Ich weiß. Der Druckerei ist ein Fehler unterlaufen. Ich wollte es auch erst ändern lassen, aber jetzt hängt es da erst mal so.« Nach diesem kurzen Wortwechsel verabschieden wir uns höflich. Doch ab da passt mich die Nonne immer wieder auf meinem Uniweg ab. Wenn ich es versäumt habe, rechtzeitig die Straßenseite zu wechseln, grüße ich sie freundlich, plaudere kurz mit ihr und entschuldige mich bald darauf, dass ich wetermuss.

Bei einem unserer nächsten »Treffen« spricht sie recht prompt eine Einladung zu einem persönlichen Austauschabend mit Kaffee und Kuchen aus. Auch andere Leute aus der Nachbarschaft würden dabei sein, und da könnten wir uns doch mal etwas ausgiebiger unterhalten. Sofort spüre ich einen inneren Widerstand. Das klingt mir sehr nach einer missionarischen Einladung, und darauf will ich mich eigentlich nicht einlassen. Doch aus Höflichkeit höre ich mich eine Zusage machen. Ehrlich gesagt bin ich auch ein bisschen neugierig, wie die Diakonissen in diesem Haus leben. Denn

Schwester Christa, wie die Frau heißt, ist gar keine Nonne, sondern evangelische Diakonisse. Sie wohnt hier mit einigen anderen im »Lydiahaus« und arbeitet im dazugehörigen Altenheim. Im dortigen Empfangszimmer soll der Abend mit Kaffeetrinken stattfinden. Schwester Christa strahlt über meine Zusage. »Sie kommen doch auch ganz bestimmt?«, verabschiedet sie mich, und ich nicke. Dass diese Einladung die entscheidende Wende in meinem Leben einläuten und ich dadurch mein Leben lang in Frankfurt bleiben werde, weiß ich zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht. Innerlich grummele ich nur beim Weggehen, dass ich zugesagt habe.

Offen gestanden, bin ich skeptisch. Allen Christen gegenüber. Hat sich nicht die Kirche im Dritten Reich hinter Hitler gestellt? Hat sie nicht diesen Machtmenschen und all das Leid, das er mit seiner Maschinerie verbrochen hat, unterstützt? Christen und Kirche können nur braun gewesen sein, vermutlich sind sie es noch – zweieinhalb Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Mit meinem jüdischen Hintergrund ist meine Zurückhaltung gegenüber Christen noch größer. Als ich dennoch zu diesem Kaffeetrinken im Lydiahaus gehe, tue ich es vor allem, um die Schwester nicht zu enttäuschen. Ich habe zugesagt zu kommen. Jetzt mache ich das, und dann habe ich meine Ruhe. Die zweite Tasse Kaffee werde ich höflich ablehnen und sagen, dass ich noch wegmuss. Mit diesem Vorsatz betrete ich das Altenheim und werde mit etwa zehn anderen Leuten von Schwester Christa begrüßt und in ein kleines Empfangszimmer geleitet. Als ich in die Runde blicke, stelle ich fest, dass ich keinen der anderen Gäste hier kenne. Sie alle sind, wie ich bei meiner ersten (und damit hoffentlich letzten) Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen erfahre, aus der Nachbarschaft, mit der die Diakonisse gern mehr in Kontakt kommen möchte. Auf den Sesseln und Stühlen im kleinen Raum sitzen unter anderem Jordanier und deutsche Juden. Ich wundere mich. Ob sie mit ihnen

ähnlich Kontakt aufgenommen hat wie mit mir? Und warum lädt sie als Christin Juden ein?

Ehrlich gesagt habe ich damit gerechnet, beim Kaffee ein paar neue Leute aus dem Viertel kennenzulernen und ein paar unangenehme Fragen zu meinem Glauben oder zur Bibel und ihrem Wahrheitsanspruch gestellt zu bekommen. Aber ganz gewiss nicht mit dem, was in den kommenden zwei Stunden folgen würde. Bald bin ich über meine erste Tasse Kaffee hinaus und habe auch meinen fingierten Anschlusstermin vergessen, denn nach kürzester Zeit hängen wir alle gebannt an den Lippen der Diakonisse, die, offenbar ungeplant und einer Eingebung folgend, mit einem Mal sehr offen und persönlich ihre Lebensgeschichte erzählt. Mir zieht es die Schuhe aus. Wenn sie keine Dienerin Gottes wäre, würde ich denken: »Was hat die sich denn da ausgedacht?!« Doch die Diakonissentracht verleiht ihr alle Glaubwürdigkeit.

Was diese Diakonisse da alles erzählt!

Schwester Christa beginnt zu erzählen: Als junges Mädchen radelte sie unbeschwert und mit wehenden Haaren an den Rapsfeldern ihrer norddeutschen Heimat entlang zu den Dünen. Von hier aus konnte sie Segelboote auf dem glitzernden Meer in Richtung Dänemark vorübergleiten sehen. Dass sich Deutschland auf den Zweiten Weltkrieg zubewegte und auch im Land schlimme Dinge passierten, konnte man in dieser Idylle bei Flensburg nicht erahnen.

»Doch«, berichtet die Schwester weiter, »ich erinnere mich gut, wie ich einmal mit der Ungerechtigkeit in Berührung kam, die sich in unserem Land ausbreitete: Auf dem Weg zum Einkaufen lief ich eines Tages an einem langen Zaun entlang, an dem ein Schild befestigt war. Mit großen Lettern und scharfen Worten forderte es auf: Bitte weitergehen! Nicht stehen bleiben! Als junges Mädchen war ich darüber verwirrt und fragte deswegen am Abend meinen Vater, was es damit auf sich habe. Mit traurigen Augen schaute er mich an und versuchte Worte zu finden für die Welt, in der wir lebten: ›Christa, wir befinden uns in schwierigen Zeiten. Das Gebäude hinter dem Zaun ist ein Gefängnis, und dort sind nicht nur Kriminelle und Verbrecher eingesperrt, sondern auch ganz normale anständige Mitbürger, deren einzige »Schuld« es ist, Jude oder Zigeuner zu sein.‹ Ich verstand nicht wirklich, was mir mein Vater da erzählte«, kommentiert Schwester Christa. »Juden – das waren doch auch Freunde von uns, die am Hausbibelkreis teilnahmen, der in der

elterlichen Wohnung stattfand!? Die in der Nachbarschaft wohnten. Warum sollten sie eingesperrt werden, ohne dass sie eine Straftat begangen hatten? Und warum wurden Passanten dazu aufgefordert, am Gefängnis nicht stehen zu bleiben?« So viele Fragen schwirrten der jungen Christa durch den Kopf, sie verstand diese Welt nicht. Doch die Trauer, die aus dem Blick und der Stimme ihres Vaters gesprochen hatte, hielt sie davon ab, weiterzufragen.

Als es dann eines Tages an der Wohnungstür Sturm klingelte, schwappte der Nationalsozialismus mit all seiner Wucht ins Leben der Familie Steffens: »Meine Mutter lag krank im Bett, mein Vater und mein Bruder waren bei der Arbeit, also öffneten meine Schwester und ich die Tür. Vor unseren erschrockenen Augen standen zwei resolute Gestapomänner in langen Mänteln und schweren Stiefeln, die ohne Erlaubnis in die Stube hineinpolterten. Grob zogen sie sämtliche Bücher und Schriften aus den Regalen und untersuchten alles. Insbesondere die Bibelauslegungen meines Vaters kontrollierten sie, warfen viele Bände verächtlich auf den Boden, andere wurden konfisziert. Eine wirklich traumatische Begebenheit für uns Mädchen«, schließt die Diakonisse und atmet hörbar aus.

Erst einige Zeit später sollten sie erfahren, dass die Gestapo von den Gedichten des Vaters angetan war, die die nordische Landschaft wunderschön beschrieben und aus ihrer Sicht von einem »gesunden Patriotismus« zeugten. Diese »Heimatgedichte« hatten die Männer konfisziert und sie auf direktem Wege nach Berlin weitergeleitet, wo sie dem Propagandaminister Joseph Goebbels in die Hände fielen. Goebbels seinerseits war sehr erstaunt über den Patriotismus und dachte darüber nach, die Poesie schnellstens zu verlegen, um sie der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Allerdings unter einer Bedingung: Vater Steffens dürfe fortan keinen Kontakt mehr zu Juden und zu Bibelgruppen pflegen.

Diesem Wunsch und Befehl des Ministers konnte und wollte der gottesfürchtige Mann nicht entsprechen und teilte dies dem Minister auch ohne Umschweife mit. Statt keinen Kontakt mehr zu Juden zu pflegen, war er im Gegenteil damit befasst, sie bei vorgetäuschten Fahrradausflügen über die nahe gelegene dänische Grenze zu bringen und ihnen zur Flucht aus Deutschland zu verhelfen. Dafür riskierte er nicht nur sein Leben und das seiner Familie, sondern gab dafür auch fast seine ganze verdiente Reichsmark aus.

Doch schon die offene Weigerung des Vaters hatte genügt, dass bald wieder die Gestapo vor der Tür stand und den Vater mitnahm. Er kam in Schutzhaft – ohne Gerichtsverfahren und Anklage, wie unter den Nazis zur »vorbeugenden Verbrechensbekämpfung« üblich. Keiner wusste, wie lange er eingesperrt bleiben würde.

Nun begann eine sehr schwere Zeit für Familie Steffens, denn kurz darauf starb der einzige Sohn bei einer Rangierarbeit der Deutschen Reichsbahn. Die Todesursache wurde nie geklärt. Daraufhin erkrankte die Mutter an noch schwereren Depressionen. Wie sollte sie allein die Familie ernähren? Aufgefangen und vor dem Schlimmsten bewahrt wurden sie von der unterstützenden Hausgemeinschaft, den Bekannten aus dem Bibelkreis sowie jüdischen Mitbewohnern, die der vaterlosen Familie, so gut es ging, unter die Arme griffen.

* * *

In der Adventszeit schickte die Mutter die beiden Töchter mit einer Bitte zum Gefängnis. In der eisigen Kälte standen sie an der Gefängnismauer und begannen aus vollem Halse, Advents- und Weihnachtslieder für den Vater zu singen. So kamen sie immer wieder und ließen ihre Stimmen durch den Flensburger Winter schallen. Es dauerte nicht lange, bis sich dieser Gesang herumgesprochen

hatte. Auch ein Freund von Vater Steffens, einer mit »edler Nazi-gesinnung«, hörte davon und erfuhr so, dass sein Freund in Schutzhaft saß. Umgehend setzte er sich für ihn ein und erwirkte, dass Vater Steffens vorläufig – immerhin nach bereits einem halben Jahr Gefängnis – rechtzeitig an Heiligabend freigelassen wurde.

Dass Christa eine außerordentliche musikalische Begabung besaß, hatte sich schon in frühen Jahren gezeigt. Sie sang nicht nur ausgesprochen gut, sondern war auch eine überaus talentierte Klavierspielerin. Im Jahr 1943 bekam sie im Alter von knapp zwanzig Jahren per Post aus Berlin die ersehnte Zulassung zum Studium als Musikerzieherin – an der Reichsmusikhochschule in Weimar. Die ganze Familie war überglücklich und freute sich für die Tochter. Sie hatte mitten im Krieg einen begehrten Studienplatz erhalten! Jetzt konnte es nur bergauf gehen!

Doch dass es auch in der Reichsmusikhochschule recht militärisch zugeht, sollte Christa bald erfahren. Die Diakonisse erinnert sich weiter: »Frühes Aufstehen und Strammstehen für eine Ansprache, der wir mit größter Aufmerksamkeit zuhören sollten, gehörte zum Tagesablauf des Musikstudiums. Darüber wunderte ich mich anfangs. Durch die Reihen wurden wir von »nazitreuen« Dozenten und Lehrerinnen unterrichtet sowie von einem »braunen« Theologen. Das war für mich schwer zu ertragen.« Immer wieder fragte sie sich, warum sie hier wohl einen Platz erhalten hatte, obwohl sie ja offensichtlich nicht gesinnungstreu war? Den Krieg, den Deutschland bereits seit vier Jahren führte, wie auch die Behandlung unerwünschter Minderheiten, besonders der jüdischen Mitbürger, empfand die junge Frau als großes Unrecht. Ihr christlicher Glaube und ihr Gewissen verboten ihr, die Augen davor zu verschließen, was Adolf Hitler tat. Bei aller Freude darüber, dass sie sich nun hier ihrer geliebten Musik widmen konnte, spürte sie auch eine zunehmende Zerrissenheit.

»Bereits in den ersten Tagen hörte ich den ›braunen‹ Pfarrer in einer Andacht verlauten: ›Der Alte Fritz hatte den Heiligen Geist, und auch unser Führer Adolf Hitler hat den Heiligen Geist!««, erzählt Schwester Christa und schüttelt dabei energisch den Kopf. »Da packte mich eine so große Entrüstung, dass ich aufstand und mit einer Kühnheit, die mich selbst überraschte, dem überrumpelten Theologen entgegenschleuderte: ›Mit Ihrer Aussage, mit dem Krieg und mit den Misshandlungen an Menschen – an Juden! – wird das Gericht Gottes über Deutschland kommen!‹ Alles um mich herum erstarrte. Der Pfarrer, dem für einen Augenblick der Mund offen stehen geblieben war, sammelte sich kurz und brüllte mich dann mit hochrotem Kopf an: ›Das wird für Sie und Ihre Familie Konsequenzen haben!««

Später, allein auf ihrem Zimmer, ging Christa auf die Knie: »Gott, hilf mir, noch fester an dich glauben zu können. Hilf mir, du Heiland Jesus Christus, dass ich stark bleibe, was auch immer kommen mag!« Ihr war klar, dass ihr Mut, ihre offene – und in ihren Augen absolut berechnete – Kritik schwere Folgen nach sich ziehen würden. Sie dachte an ihren Vater, an dessen Aufrichtigkeit und wie er nicht klein beigegeben hatte. Wie er zu seinen Überzeugungen und seinem Glauben stand. Wie sehnte sie sich gerade jetzt nach ihm! So setzte sie sich an ihr Pult, holte einen Bogen Papier und ihren Füllfeder hervor und schrieb ihrem geliebten Vater einen Brief. Sie berichtete von den ›braunen Begebenheiten‹ in der Reichsmusikhochschule, was diese in ihr ausgelöst und wie sie vor versammelter Mannschaft dagegen Stellung bezogen hatte. Postwendend antwortete ihr Vater stolz und bestätigend: »Meine liebe Christa, Du hast metanoia erlebt! Du wirst Deinen Weg finden, wie auch ich ihn gefunden habe.« (Metanoia ist ein griechischer Begriff und steht für »Sinnesänderung«.) Mit Tränen in den Augen dankte sie ihrem Gott.

Es schien, dass ihre Gebete um Kraft erhört wurden, denn auch unter zunehmendem Druck, ihre Aussagen zurückzunehmen, knickte die junge Musikstudentin nicht ein. Sie blieb standhaft, auch als ihr die Schulleitung offiziell mit schwerwiegenden Konsequenzen für sie und ihre Familie drohte. Schließlich erstattete die Reichsmusikhochschule Meldung nach Berlin.

Nur wenige Tage später klingelte es in Flensburg wieder an der Tür der Familie Steffens. Der Vater wurde abgeholt – er sollte erneut in Schutzhaft kommen. Starr und mit Verzweiflung in den Augen stand die Mutter im Türrahmen, als der Vater abgeführt wurde. Ihre Schwester, die an der Seite der Mutter stand, weinte bitterlich. Was sollte nun werden? Christa wurde ihrerseits in Weimar zur Schulleitung zitiert. In dem geräumigen Büro blickte sie in ernste, starre Gesichter. Mit strenger Miene teilte ihr der Schulleiter mit: »Fräulein Steffens, Sie werden hiermit unverzüglich und unehrenhaft aus der Reichsmusikhochschule entlassen.« Christa nahm die Worte aufrechten Hauptes entgegen, erhob sich langsam, verabschiedete sich höflich und ging auf ihr Zimmer. Auch wenn ihr Lebenstraum gerade in tausend Scherben zerbrach – in ihr war ein tiefer Friede. Ein Friede, der ihr bestätigte, dass sie tat, was in Übereinstimmung mit ihrem Glauben und ihrem Gewissen stand.

Einige Stunden später, es war bereits mitten in der Nacht, klopfte es zaghaft an Christas Zimmertür. Christa zuckte zusammen. Vorsichtig öffnete sie die knarrende Tür und war nicht wenig überrascht, eine ihrer Musiklehrerinnen davor zu sehen. Gerade die, die als »edle und reine Nazideutsche« galt. Zögerlich ließ Christa sie ins Zimmer und bat sie, sich zu setzen. Was diese Frau mitten in der Nacht wohl von ihr wollte? Ihr Vorwürfe machen? Sie umzustimmen versuchen? Als diese anhub zu reden, wurde ihre Überraschung nicht weniger, denn in der Stimme der Lehrerin klang Bewunderung: »Ich glaube an das, was ich sehe: an das Schöne,

an das Gute, an das Deutsche Reich mit seinen herrlichen Landschaften. Du hingegen glaubst an etwas, was du nicht siehst: an den Gott der Bibel – du glaubst an den Juden Jesus. Und dafür stehst du mit deinem ganzen jungen Leben überzeugend ein.« Langsam schüttelte sie dabei mit dem Kopf. »Das hat mich zutiefst berührt und sehr angesprochen.« Christa schaute die Frau verwundert an. Eine so aufrichtige und dazu riskante Bestärkung gegenüber einer »abtrünnigen« Studentin hätte sie nicht erwartet. Umso weniger von einer Person, die dafür ihre Stelle, ihr Ansehen und noch viel mehr riskierte. Warum setzte sie das alles aufs Spiel? »Doch du bist in Gefahr!«, sprach die Lehrerin leise und eindringlich weiter. »Du musst so schnell wie möglich weg von hier!«

»Noch in derselben Nacht floh ich mithilfe dieser Lehrerin aus Weimar und machte mich auf nach Lübeck«, erzählt die Diakonisse weiter. »Die Lehrerin arrangierte, dass ich bei ihrer Schwester unterkommen konnte, die ähnlich kritisch war wie ich. Was war ich glücklich, dass sie dort auch ein Klavier hatten und ich mich weiterhin meinem geliebten Instrument widmen konnte! Denn wenn ich spielte, hatte ich das Gefühl, dass es auch meine Gastgeberin sein könnte. Es fiel nicht auf, dass ich hier versteckt lebte. Gott hatte auch hier für mich gesorgt. Auch wenn es ein schwerer, sehr kalter Winter war und ich frierend mit abgeschnittenen Wollhandschuhen und stets knurrendem Magen spielte – die Tagesration in diesen Kriegstagen bestand für die Bevölkerung aus einer Scheibe Brot –, so half mir doch die Musik über die schweren Zeiten hinweg.«

Still, ja nahezu erstarrt sitze ich auf meinem Sessel, halte die Tasse mit dem längst kalten Kaffee in der Hand und kann meinen

Blick nicht von den Lippen der Diakonisse lösen. Was erzählt diese Frau da? Etwas wehrt sich in mir, begehrt auf. Innerlich will ich den Kopf schütteln und mir einreden, dass das alles gar nicht sein kann. Gleichzeitig sitzt diese bescheidene, freundliche Frau in Diakonissentracht einfach da und erzählt unaufgeregt und mit fester Stimme, was sie scheinbar erlebt hat. Warum sollte sie sich etwas ausdenken? Zu welchem Zweck? Ungläubig mustere ich sie – ihre strahlenden Augen, ihre Haube auf den schon leicht angegrauten Haaren, ihre dynamischen Körperbewegungen und ihre Art zu sprechen. Ihre Stimme und ihr ganzes Wesen vermitteln Klarheit, Stärke und gleichzeitig irgendwie Dankbarkeit, ein Mit-sich-im-Reinen-Sein, das mich aufwühlt. Vor allem eines beschäftigt mich: Sie hat sich für Juden eingesetzt, obwohl sie es nicht hätte tun müssen. Sie hätte einfach in Ruhe ihr Leben führen können, die Dinge – wie viele andere – still hinnehmen und ihr musikalisches Talent voll zur Entfaltung bringen können. Stattdessen hat sie den Kopf für andere hingehalten! Warum? In mir rumort es. Nur noch mit halber Aufmerksamkeit höre ich weiter zu, wie das Leben von Schwester Christa sich nach dem Krieg entwickelte und über welche Stationen sie nach Frankfurt gekommen war:

Nach dem Krieg hatte Christa in Lübeck ihr Studium für Musikerzieher wieder aufnehmen und erfolgreich abschließen können. Dann wollte sie eigentlich zurück in ihr geliebtes Flensburg – zu ihrer Familie, den Sanddünen und dem Meer, um dort Arbeit zu finden. All die Jahre hatte sie an dem Traum festgehalten, mit ihrer Jugendliebe aus Flensburg, der das Malermeisterhandwerk seines Vaters fortführen wollte, ein großes Geschäft zu eröffnen und mit vielen Kindern glücklich dort zu leben. Der Kontakt zu ihm war jedoch im Krieg abgebrochen und hatte sich in Hamburg verlaufen. So wollte sie in der Hansestadt nachforschen, ob sie ihn dort finden könnte. Doch die junge Christa fand keine Spur. Wer weiß,

was diesem jungen Mann, der sich vehement gegen den Eintritt in die Wehrmacht und den Krieg gestellt hatte, in den letzten Kriegsjahren widerfahren war! Ob er gefallen war? Oder in englische Gefangenschaft geraten war? Sie hat es leider nie erfahren.

Trotzdem sollte der Abstecher nach Hamburg all ihre Pläne und Lebensentwürfe über den Haufen werfen. Schon als sie in die Stadt hineinfuhr, traf sie das Ausmaß des Krieges und der Zerstörung mit großem Schrecken – Hamburg war völlig zerbombt! Überall Trümmer, ausgebrannte Häuserskelette, die in den Himmel ragten, obdachlose, umherirrende Menschen, denen die Abgründe dessen, was sie erlebt hatten, in ihre zerfurchten, abwesenden Gesichter geschrieben stand. Was hatten Hitler und die Nazideutschen bloß angerichtet! Entsetzen erfüllte die junge Frau gepaart mit großer Betroffenheit.

»Und hier fasste ich einen Entschluss«, berichtet Schwester Christa mit fester Stimme: »Mit dem Klavierhocker kann man da nicht helfen. Alle gemeinsam müssen nun mit anpacken!« So schloss sie sich in Hamburg der Heilsarmee St. Pauli an, die sie rege auf der Straße helfen sah. Christa packte ganz praktisch mit an, die Not der Menschen zu lindern, sie mit warmem Essen zu versorgen, in Notunterkünften zu helfen und vieles mehr. Dazu musizierte sie in den Suppenküchen und Gottesdiensten und erfreute damit die Hilfesuchenden wie die Heilsarmee-Soldaten und -Soldatinnen. Für ihren Lebensunterhalt verdiente sich die junge Frau als private Klavierlehrerin bei wohlhabenden Familien ein paar Reichsmark.

Nach Flensburg zog Christa Steffens nicht wieder zurück. Die Not hielt sie in Hamburg, und erfüllt von der sinnvollen Arbeit für Gott und Menschen reifte in ihr der Gedanke, sich mit ihrem Leben ganz diesem Dienst zu widmen. Allerdings war die Kirche in Deutschland für Christa kein Anlaufpunkt. Sie wusste, dass sie im Dritten Reich überwiegend mitgemacht hatte, dass sie voller

»brauner« Theologen war. Die soziale Arbeit der Heilsarmee war in den Kriegsjahren untersagt worden, doch umso schneller stand sie jetzt in den Nachkriegsjahren wieder parat. Die aufopfernde Lebenshaltung der Heilsarmee imponierte Christa, doch als sie ihrer Offizierin den Entschluss mitteilte, einzutreten, wiegelte diese ab: »Christa, du bist viel zu klug für uns! Ich glaube, du bist an einem anderen Ort besser aufgehoben. Ich stelle mal den Kontakt nach Marburg her.«

Das evangelische Diakonissen-Mutterhaus Hebron, Marburg-Wehrda antwortete sehr schnell und positiv, und so machte sich Christa, an eine Fügung Gottes glaubend, dorthin auf den Weg. In dieser Schwesternschaft erlebte sie eine bewegende Art des gemeinschaftlichen Lebens, bei der sich alle dazu verpflichtet hatten, allein Jesus Christus und ihren Mitmenschen zu dienen. Im Jahr 1953 trat sie schließlich selbst als Diakonisse ein. Erst Jahre später erfuhr Schwester Christa entsetzt, dass es auch im Diakonissen-Mutterhaus »braune« Schwestern und Theologen gegeben hatte. Während des Dritten Reiches hatten einzelne Diakonissen mit jüdischem Familienhintergrund heimlich nach Amerika gebracht werden müssen. Wie viel Aufarbeitung und Umkehr waren in Deutschland nach der Nazizeit doch nötig – auch unter den Christen!

Die Schwestern in Hessen waren in verschiedenen Bereichen tätig: in der Alten- und Krankenpflege, in der sozialen Arbeit, mit Familien, Jugendlichen, in der Gemeinde und in anderen Bereichen. Schwester Christa wurde aufgrund ihres ausgezeichneten Bibelverständnisses, über das alle staunten, und ihrer musikalischen Begabung in der Jugendarbeit eingesetzt. Dafür brannte sie auch mit ganzem Herzen. Allerdings fesselte sie dann bald eine schwere Krebserkrankung längere Zeit an Klinik und Krankenbett. Immer noch nicht vollständig genesen, entließ sie sich schließlich selbst und wurde nach Frankfurt berufen, um hier im Altenheim

des Lydiahauses »leichte Tätigkeiten« wie Telefondienste an der Rezeption auszuführen, die sie körperlich schonen würden.

»Nun bin ich also hier«, schließt die Diakonisse ihren Lebensbericht und lässt mit einem Lächeln die Hände in den Schoß fallen.

Nach anfänglicher Stille kommt allmählich wieder Leben in die Runde, manche schenken sich Kaffee nach, der eine oder die andere stellt Rückfragen. Doch ich habe genug gehört. Ich stelle meine Kaffeetasse auf den Tisch, verabschiede mich höflich und laufe durch den dunklen, kühlen Herbstabend nach Hause. In mir arbeitet es gewaltig.